

Der Landstreicher

Autor(en): **Rheintaler, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 14

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669561>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

innehalten müssen: so als rauschten die Wälder der Heimat darein und orgelte der Föhn von unsern Bergen — solch frohe Kraft fühlst du wachsen und in dir groß werden.

Und — Kameraden — singen wir die letzten Worte unseres Liedes — ist es nicht, als schläge eine schwere, dunkle Glocke ihre Stunde ins notvolle Land — pochte an das Herz jedes Soldaten und forderte die letzte Prüfung: die Hingabe. Und wir horchen und lauschen, und keiner weiß, wie diese Stunde ihn treffen wird.

Ob unsere Heimat die grüne Insel inmitten

des Aufruhrs bleiben darf und die Brandröte ennet den Gemarkungen loht? Wer weiß es?

Und sollte es nicht sein, Kameraden — dann, o Lied, gib uns die Kraft, daß wir zu dir halten und deiner Worte — der Heimat und des vergossenen Blutes aller Vorfahren uns würdig erweisen —.

Wohlan, nun mag die Fahne
Im Sturm der Tage wehn!
Gott, schütz das Land vor Brande;
Doch mehr noch uns vor Schande,
Wenn wir im Feuer stehn!

(Hans In der Sand).

Soldatenlied.

Nebel deckt das Land,
Krieg und Nacht, —
doch wir stehen Hand an Hand,
halten mit den Sternen Wacht.

Hinter jedem Hang,
Bühl und Holz
stehn der Eidgenossen viel,
todeswild und stark und stolz.

Harrn in Heimlichkeit
und Geduld
einer menschengeschönern Zeit,
ohne Haß, in kühler Huld.

Wenn die Primel blüht
und der Hauch
mit den Herden seewärts zieht,
blüht der Weltensfriebe auch.

Nebel deckt das Land,
tiefe Nacht,
doch wir gehen Hand in Hand,
denn wir stehn in Gottes Macht.

Arnold Burgauer.

Der Landstreicher.

Von Felix Rheintaler.

Eines Morgens gegen Ende April, als die Nächte schon wieder lenzlich mild geworden waren, stieß ein junger Stadtpolizist in einem Materialschuppen eines Außenquartiers auf einen Mann, dessen ganze Erscheinung dazu angetan war, den Hüter der öffentlichen Ordnung stuzig zu machen und seinen Verdacht zu erregen. Der Alte lag lang hingestreckt in einem Haufen Stroh, das Gesicht in den einen Arm gedrückt, und sein Schnarchen sägte unentwegt durch die morgendliche Stille. Kein Zweifel, man hatte es mit einem jener unausrottbaren Landstreicher zu tun, die sich mit ihrem unruhigen Blute um diese Jahreszeit wieder auf die Beine machten. Arme Teufel alle, gute Kerle die meisten, ach ja, aber sie verlegen sich notgedrungen oft auf den Bettel, und es ist Sache der Polizei, auch hier zum Rechten zu sehen.

Der Polizist zerrte also den Alten sachte aus dem Schlaf und aus dem Stroh, schob den Verdachten vor sich her durch das Schuppentor in die Helle des Morgens und forderte ihn pflichtgemäß auf, seine Papiere vorzuweisen.

„Papiere“, brummte der Alte, während ihm ein Guß Sonnenlicht ins verschlafene Gesicht prallte, „habe ich keine bei mir“. Dabei blickte er verlegen und hilflos auf seine Schuhe, die schräg abgelaufen und dick überstaubt waren. Gleichzeitig fuhr er mit der einen Hand durch die Luft, wie einer, der vieles vorzubringen hat, aber das rechte Wort nicht findet.

„Dann — kommen Sie bitte mit,“ befahl der junge Mann in Uniform.

Es war um die achte Morgenstunde, zu der Zeit also, wo die Straßen und Plätze der Stadt von Fahrzeugen und Fußgängern wimmeln. Die Bauern der umliegenden Dörfer fahren zum Markte, die Bauarbeiter streben ihren Bauplätzen zu, die Verkäuferinnen hasten nach ihren Läden und Magazinen, und das Heer der Büroangestellten wälzt sich in wogenden Menschenströmen stadteinwärts.

Mitten durch dieses morgendliche Getriebe schritten der Polizist und der Landstreicher Seite an Seite, sozusagen im gleichen Schritt und Tritt: ein junger Mann mit blitzenden Messing-

knöpfen auf dem blauen Rock, ein alter Mann mit zwei Strohhalmen am Saum seines faltigen Kittels. Der Morgen warf sein Licht zwischen den Hausgiebeln durch auf die gepflästerte Straße, da und dort spuckte ein Brunnen seinen ewigen Wasserstrahl in das spiegelnde Becken. Auf dem Markt, den die beiden überquerten, herrschte schon ein buntes und lautes Leben. Sie bogen rechts ab, und bald darauf sah man sie im hohen Portal des Amtshauses verschwinden.

In einer Ecke des kleinen Verhörzimmers steht ein Stuhl. Der Alte, wohl noch müde vom weiten Marsch des gestrigen Tages, setzte sich unaufgefordert darauf; der junge Polizist ließ es geschehen. Als aber ein Beamter in Zivil herzutrat, stirnrunzelnd und mit einer Amtsmiene, wie sie ulkiger in keinem Witzblatt verewigt ist, da schnellte der Alte geradezu von seinem Sitz empor.

Nun stand er da, in seiner ganzen Größe und Fadenscheinigkeit, der Bart struppig, das Gesicht zerfurcht, vom weißen Kopshaar bis zu den staubigen Schuhen eine einzige große Verwahrlosung, und am Saum seines faltigen Kittels immer noch die beiden Strohhalme aus dem Schuppen.

Für einen Augenblick überkam den Beamten eine seltsame Benommenheit. „Welch ein Mensch,“ dachte er vielleicht, und es mochte ihn schwer ankommen, diesem Musterexemplar eines Landstreichers gegenüber den harten Mann spielen zu müssen. Bei einem Teller warmer Suppe mit ihm zu plaudern, wäre sicherlich unterhaltsamer gewesen. Und wer konnte es wissen, vielleicht verbarg sich hinter dieser brüchigen Fassade ein reiches und gereiftes Menschentum, das nach wie vor seinen Wert hatte und nur äußerlich verkommen war. Er hatte da seine Erfahrungen gemacht. Und vielleicht... Aber dann gab sich der Beamte einen Ruck. Für ihn handelte es sich um einen bettelnden Vagabunden, um nichts weiter, und er hatte seines Amtes zu walten.

„Wie heißen Sie?“

Der Alte nannte sich selbst beim Namen, aber er tat es so, als spräche er den Namen irgend eines Menschen vor sich hin. „Jakob Müller“ — nun ja, ein Mensch, man könnte auch anders heißen; denn was liegt schließlich an einem Namen!

„Und Ihr Heimatort?“

Der Alte nannte ein Dorf des Hinterlandes,

aber er tat es so, als ob er mit gleichem Recht noch ein Duzend anderer Orte hätte aufzählen können. Die Erde ist groß; was will man sich auf einen Punkt versteifen!

„Und wo kommen Sie nun eben her?“

Der Alte trat von einem Fuß auf den andern. „Von überall her“, lächelte er schließlich, „ich bin da, ich bin dort, ich streife eben so durchs Land.“ Dabei blickte er wie zur Bekräftigung wieder auf seine Schuhe, an denen der Staub so vieler Straßen haftete.

„Und da haben Sie also ab und zu ein wenig gebettelt?“ Die Frage klang so, als ob der Beamte sie zum hundertsten Male stellte. Und dem mochte auch wirklich so sein, denn er ließ den Alten, ohne die Antwort abzuwarten, in seiner Ecke stehen und verschwand im Nebenzimmer. Kurz darauf vernahm man das Läuten des Telefons.

Ja, der Beamte hatte sich mit der Gemeindefanzlei jenes Dorfes im Hinterland verbinden lassen, um die Heimatzugehörigkeit des Landstreichers einwandfrei festzustellen, aber nun entspann sich ein Zwiesgespräch von unerwarteter Kürze und Heftigkeit.

Jakob Müller — gewiß, das stimmte. Aber der Gemeindepräsident polterte barsch zurück, was diesen Herren in der Stadt denn eigentlich einfallen, einen ehrenwerten Bürger seiner Gemeinde so ohne weiteres...

Bitte sehr — ehrenwert, selbstverständlich; aber der Mann bettelt sich durch, und wenn Bettel auch noch kein Verbrechen ist, so geht es doch nicht an, daß...

Der Beamte kam nicht zu Ende. Und es entwickelte sich zwischen den beiden ein regelrechtes Gezänk, das sich schon deshalb recht drollig ausnahm, weil jeder einen unsichtbaren Gegner anherrschte. Bis der Beamte plötzlich den Hörer fester ans Ohr drückte und sehr verduzt und hilflos vor sich hinsah...

Hatte er richtig verstanden? Dreißigtausend Franken, hatte der andere gesagt? Bares Geld auf der Amtersparniskasse? Und die ganze Landstreicherei des Alten wäre nur so eine Marotte? Wirklich? Wirklich! Ja dann — danke schön für die Auskunft. Adio, Herr Gemeindepräsident!

Als der Beamte ins Verhörzimmer zurückkam, blieb nur noch wenig zu tun.

Und dann schritt der Landstreicher, der nun

keiner mehr war, an der Seite des Polizisten wieder durch die Stadt — dem Bahnhof zu: ein junger Mann mit blitzenden Messingknöpfen auf dem blauen Rock, ein alter Mann mit zwei Strohhalm am Saum seines faltigen Kittels.

„Adiö — und gute Reise!“ lächelt der Polizist, als der Zug sich in Bewegung setzte.

Die Welt ist weit. Unzählige Straßen laufen über die Erde hin. Jeder Mensch geht seinen eigenen Weg.

Wenn der Vater nicht daheim ist.

Alle, die es mit der Kindererziehung zu tun haben, bekommen heute auch vermehrte Schwierigkeiten zu spüren. Da wird allerlei gemeldet vom Schulweg, und vor den Herbstferien kam noch um halb sechs Uhr eine Mutter in das Kindergartengebäude, in dem auch ein Hortbetrieb ist: „Ist vielleicht der Hansli hier, er ist noch nicht heimgekommen?“

Ganz sicher werden die Kinder heute mehr abgelenkt, aber unwillkürlich drängt sich doch die Frage auf: Hat es da vielleicht immer geheissen: „Wart nur, bis der Vater heimkommt?“ — Ja, das dauert jetzt eben ein wenig lange, und der Samichlaus will auch nicht so schnell zu Hilfe kommen.

Aber heute ist nicht Zeit dafür, einander Vorwürfe zu machen. Fehler haben wir alle gemacht, wenn wir sehen, woran es liegt; wollen wir es besser machen und einander helfen. „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben sind wir da.“ Dieser schöne und verpflichtende Spruch soll nicht nur auf einer Wand in der Landesausstellung stehen, wir wollen uns darum mühen, still, zäh, und treue rechte Schweizerinnen zu sein.

Ich habe ein paar Vorschläge: Wenn's schwer geht mit der Erziehung, wollen wir nicht miteinander darüber reden, Sie als Mutter, und wir als die, die mit zu erziehen haben? Es wäre nie so töricht gewesen wie heute, wenn eines hüst und das andere hott ziehen würde! Das Kind müßte spüren, die Schwächen nicht über mich — wer hätte Zeit zum Schwätzen, wenn es ihm ernst ist —, aber sie möchten beide von mir das gleiche, und darum weiß ich eigentlich auch ganz gut, was ich zu tun habe. Es ist dem Kind nie wohler, als wenn es sich geborgen in einer starken Hand weiß und es darum ein rechtes Kind sein darf.

Kinder brauchen viel Ruhe. Ich glaube, manche sind heute so unruhig und unleidig, weil vieler-

orts bis in alle Nacht der Radio auf allen möglichen Stationen eingestellt ist. Besonders größere Buben müssen da immer noch hinhören, selbst wenn er nicht im Zimmer selber ist. Wir haben einen sehr zuverlässigen schweizerischen Nachrichtendienst, und in den behördlichen Mitteilungen wird uns manches dann auch wirklich erklärt. Wir tun uns selber den besten Gefallen, wenn wir daran festhalten, und es ist nichts so töricht, als wenn man herumredet, was man ja gar nicht versteht.

Wir wollen uns selber im Zügel halten. Es ist nicht leicht, auf einmal allein allem Schweren gegenüberzustehen, aber die Nachbarin oben und unten kann uns wohl schwerlich viel helfen dabei. Wir sind Schweizerinnen, und das verpflichtet. Denken wir an die Stauffacherin!

Pünktlich an der gewohnten Tagesordnung festzuhalten, so weit es möglich ist, bewahrt auch die Kinder am ehesten davor, Maß- und Zeitgefühl zu verlieren.

Wenn etwas geändert werden muß, wenn spürbar gespart werden muß, oder wenn gar die Mutter tagsüber nicht mehr daheim ist, dann sollen wir mit den Kindern darüber reden. Nicht jammern! Das hilft nichts, aber freudig ein festes Ziel vor Augen stellen, das hilft über manche Schwierigkeit hinweg. Und wir sagen ja, daß es uns ernst sei mit unserm Patriotismus und unserer Opferbereitschaft.

Wir wollen nicht hinter den Männern zurückbleiben, die an der Grenze stehen, bereit, die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes und das Leben ihrer Lieben zu verteidigen. Hüben und drüben geht es um Zukunftsaufgaben. In der Jugend liegt auch die Zukunft eines Volkes. Dafür einzustehen, daß sie stark und froh, gesund an Leib und Seele sich entfalten kann, sei unsere heilige Aufgabe, im Blick auf Gott und Vaterland.

F. B.